

Ein Familienrat

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schrieb mit Kreide auf den Schiefer,
Schrieb und lehrte dreißig Jahre
Meinen Buben in den Bänken,
Wie man's mache und verfare.

Wie man schwizze und verfizze,
Um ein braver Mensch zu werden
Und den Himmel zu verdienen
Durch die Biederkeit auf Erden.

Und nach vorgeschrieb'nem Lehrplan
Sind sie gute Bürger worden,
Und gar manche von denselben
Und ich selbst hab' einen Orden.

Doch was wuchs in ihren Seelen
Aus dem Lehrplan für Getreide?
Ach, ich schrieb ein langes Leben
Auf den Schiefer mit der Kreide. . . .

Fritz Müller

Ein Familienrat



s war vor dreißig Jahren.

In den Straßen einer hoch in den Bergen gelegenen kleinen Stadt lag der Schnee drei Fuß hoch. Als es dunkel wurde, verschwanden die kleinen, niedern Häuser in der engen Gasse hinter dem Nebel. Wenn eine Türe sich öffnete, sah es aus, als risse das Haus seinen Rachen auf und verschlinge den Eintretenden.

Ein kleiner, plump gebauter Mann mit dickem Leib auf dünnen Beinen ging lautlos durch den Schnee dem grügestrichenen Haus seiner Mutter zu. Eine Menge altertümlicher Kostbarkeiten lagen im Schaufenster. Das Schild über der Türe trug den im ganzen Land bekannten Namen: Moritz Salomons Witwe.

In Wahrheit war es nicht Rahel Salomon, sondern ihre Schwiegermutter, Rehe Salomon, die das Geschäft führte, trotz ihrer achtzig Jahre. Die Füße der Greisin hatten sich dem Alter anbequemt, der Kopf nicht.

Sie regierte die ganze Familie, und es beugte sich ihr ihre Schwiegertochter und deren ältester Sohn Moritz und sein Bruder Josef. Es beugten sich ihr die Urgroßkinder, so unfehlbar wie die große Firma Gebrüder M. J. und

R. Salomon, Uhrenfabrikanten. Sie waren die reichsten Leute der Stadt. Niemand achtete sie ihres Reichtums wegen so sehr, wie sie sich selbst darum hochhielten. Dennoch fielen die Bücklinge sehr tief aus, wenn einer der Salomon einen Laden betrat, oder sich rasieren ließ. Sie waren zwar nichts weniger als freigebig, aber ein jeder Krämer hoffte darauf, daß sie es noch werden möchten.

Moriz Salomon ging langsam mit düsterem Gesicht durch den hohen Schnee. Er trug einen Brief in der Tasche. Was darin stand, hatte ihm nächtelang das Kopfkissen mit Dornen gespickt, die er sich vergebens aus dem Fleisch zu ziehen versuchte. Es handelte sich darum, Geld hinauszwerfen, Viel Geld. Sehr viel Geld. Ein Vermögen.

Er riß an der Glocke des schmalen, grauäugigen Hauses. Sie schrillte endlos und mißtrauisch. Vorsichtig öffnete man. Moriz stieg die Treppe mit dem altersschwachen Geländer hinan, klopfte und betrat eine niedere, große und moderig riechende Stube mit vielen Schränken, deren einer altes Geschmeide, ein anderer eine kostbare und seltene Sammlung silberner Becher, und ein dritter Messer und Gabeln aller Zeiten und Formen enthielt, die alle die Rehe Salomon zu finden und zu sammeln verstand.

Zwei schwarzlederne Sophas standen an der langen Wand, zwischen ihnen ein sehr großer, blutroter Lehnstuhl mit hoher Rückenlehne und breiten Armlehnen. Ein roter Schemel stand davor. Das ganze sah in seinen mächtigen Formen aus wie ein Thronstuhl. Dem Stuhl gegenüber, an der andern Wand, stand ein kleines Tischchen mit gebogenen Beinen. Es war weiß gedeckt. Das heilige Buch der Juden lag darauf, und daneben standen zwei brennende Kerzen auf silbernen Leuchtern. Alle übrigen Möbel waren häßlich und ohne Charakter. Blumen blühten keine an den Fenstern. Bücher lagen keine herum, dunkel war es und wenig sauber.

Dennoch ging Moriz Salomon in einer respektvollen Weise in der großen Stube hin und her, die anzeigte, daß er sich in seiner Großmutter, der Rehe Salomon Zimmer befand, in dem er vergaß, daß er der reichste Mann der Stadt war.

Es dauerte nur eine kurze Zeit, bis wieder an die Türe geklopft wurde, und ein schmaler, sommersprossiger, rothaariger Mann eintrat. Er hatte dünne, krumme Beine. Er trug eine weiße Nelke im Knopfloch — er hatte

sie am Tage zuvor seiner Tischnachbarin aus dem Strauß gezogen — und eine sehr modische Kravatte. An seiner Uhrkette hing ein nacktes, goldenes Frauenbein, und er besaß eine Uhr, die ein Geheimnis enthielt, das er jedem, den er dafür empfänglich glaubte, enthüllte, und sich dabei mit einer kurzen Bewegung: was sagst du dazu, zurückbog.

Die Brüder grüßten einander nur kurz. Sie hatten sich vor einer halben Stunde in der Fabrik getroffen.

„Was ist los?“ fragte der Rothhaarige.

„Warte. Ich mag die Geschichte nicht zweimal erzählen. Ich habe an einem Mal genug“, gab Moriz kurz zurück. Er sprach noch, als der Rabbi eintrat, dessen schwarze Pupillen grell und hart im Weißen der Augen schwammen, und in einer Sekunde das ganze Zimmer überflogen hatten, samt den beiden verschiedenen Brüdern. Auf dem mastigen Ältesten blieben sie hängen, denn er war der gewichtigere. Nicht nur körperlich natürlich.

„Eine wichtige Familienangelegenheit?“ fragte der Eingetretene.

„Ebenso unangenehm als wichtig“, sagte Moriz. „Wir warten auf unsere Mutter, die nach einer testamentarischen Bestimmung unseres verstorbenen Vaters bei jeder Beratung zugegen sein soll, wenn sie die Familie betrifft.“

„Wir erwarten auch unsere Großmutter“, sagte Josef.

„Selbstverständlich.“

„Selbstverständlich“, riefen Moriz und der Rabbi. . . . Man hörte sie schon die Treppe hinuntersteigen. Langsam und gleichmäßig den Stoß auf der hölzernen Diele aufstoßend. Man hörte sie mit einer Stimme, die so grell war wie die Glocke an der Türe, nach ihrer Schwiegertochter rufen, worauf eilige Schritte die Treppe hinauf kamen.

Die beiden Frauen traten ein. Die Männer verneigten sich und begrüßten erst die Großmutter, dann die Mutter.

Rehe Salomon setzte sich steif und aufrecht in ihrem altmodischen Seidenkleid auf ihren roten Lehnstuhl. Rahel, die kleine, schmale, ängstliche Mutter der Firma M. J. und R. Salomon saß in der Sophaede, eng an die Lehne gedrückt, und sah ruhig unter ihrer schwarzen Perücke und Haube hervor. Sie hatte im Hause nie etwas zu bedeuten gehabt, da sie stets mit ihrer Schwieger-

mutter, der Rehe, zusammenwohnen mußte. Auch ihr Mann hatte seiner Frau nicht zu ihrem Recht verhelfen können, trotzdem er sie geliebt hatte.

„Du hast die Familie zusammenberufen, Moriz?“ fragte Rehe. Ihre Augen blieben stets unverwandt auf dem Menschen haften, mit dem sie sprach, und wichen nicht von seinem Antlitz. Man fühlte sich gleichsam angebunden und versuchte es gar nicht, sich von dem Bann, der von der alten gelben und sehnigen Frau ausging, loszumachen.

„Großmutter und Mutter, es droht uns ein großes Unglück“, begann Moriz, nachdem alle sich gesetzt hatten. „Erlaube, daß ich den Rabbi, dessen Rat ich wünsche, einweihe.“ Rehe nickte. Sie hielt mit ihren vertrockneten Händen die Armlehnen fest; beide Füße standen auf dem roten Schemel in Wollenschuhen und regten sich nicht.

„Sie wissen, Rabbi, daß unser jüngster Bruder vor fünfzehn Jahren sich in San Franzisko ansiedelte, um dort unser Geschäft zu vermitteln und auszu dehnen. Er ist schlau, gewandt, vorsichtig. Kein Verschwender. Wir konnten ihm die Sache anvertrauen. Das Geschäft machte sich. Sogar glänzend.“ Rehe nickte, Josef Salomon nickte, und der Rabbi nickte. Nur Rahel nicht, die in ihrer schwarzen Rüschenhaube still vor sich hinsah.

„Wir haben Millionen verdient in den fünfzehn Jahren“, fuhr Moriz fort. Wieder schwiegen alle. Sie wußten längst, daß es so war.

„In erster Linie haben wir diese Millionen unserm Bruder zu verdanken, dann unserm vorzüglichen Fabrikat und der Art unserer Geschäftsführung. Aber auch noch etwas anderem.“ Moriz hielt den Atem an und blies ihn langsam durch die Nase. Er zog den Kopf ein. Die andern schoben ihn fragend vor. Etwas anderem? Was anderem?

„Es ist eine heikle Sache, Rabbi“, sagte Moriz Salomon. „Eine Sache, die unter uns bleiben muß. Wir können uns doch auf Sie verlassen?“ Er sah dem Rabbi in die kohlschwarzen Augen.

„Die Familie Moriz Salomon hat sich noch immer auf mich verlassen können“, sagte er. Die alte Rehe auf ihrem hohen Stuhl sah ihn mit ihrem hohlen Augen scharf an.

„Die Familie Salomon hat sich für dies Schweigen auch immer erkenntlich gezeigt“, sagte sie mit ihrer dünnen Stimme, die die Luft wie Stahldraht

zerschnitt. Der Rabbi verbeugte sich tief. Aller Augen richteten sich wieder auf Moriz.

„Sämtliche Uhren, die wir seit Jahren nach San Franzisko senden, trugen den gesetzlichen Stempel von 14 Karat“, fuhr er langsam und vorsichtig zu reden fort, immer den Rabbi im Auge behaltend. „Das Gold, das wir zu den Uhren nahmen, war aber nicht mehr 14karätig, sondern sechskarätig. Der Name unserer berühmten Firma deckte den Betrug.“

„Du redest unvorsichtig“, warnte die Greisin unwillig.

„Wir sind unter uns“, entschuldigte sich Moriz.

„Die Wände hören“, sagte Rehe. „Weiter.“ Er zog ein gelbliches Papier aus der Tasche und schlug mit der flachen Hand heftig darauf. Es war ein Schreiben in großem Format, dick und gewichtig, mit rotem Siegel und mancher Handschrift versehen.

„Diese Botschaft erhielt ich vor wenig Tagen. Unser Bruder Ruben ist verhaftet.“

Die Mutter schnellte vom Sopha auf und stand vor Moriz. Sie packte seinen Rock mit beiden Händen.

„Der Ruben ist verhaftet? Verhaftet, sagst du?“

Der Rabbi und der rothhaarige Josef standen ebenfalls dicht vor Moriz und redeten auf ihn ein und starrten auf das gelbliche Papier in seinen Händen. Rehe allein hatte sich nicht gerührt.

„Was nützt das Gemauschel?“ fragte sie. „Red' weiter, Moriz.“ Er machte sich von den ihn angstvoll umklammernden Händen seiner Mutter los.

„Unsere letzte Sendung ist mit Beschlagnahme belegt. Ruben sitzt in Untersuchungshaft. Von mir verlangt die Behörde von San Franzisko, daß ich mich augenblicklich stelle — Rehe lachte vor sich hin — und von der Firma Gebrüder M. J. und R. Salomon erwartet sie die Summe von Fr. 500,000 als Schadenersatz.“

„Wie viel?“ schrie Rehe. Sie hielt die Hand ans Ohr, obgleich sie gut hörte.

„500,000 Franken“, sagte Moriz. Der Schweiß lief ihm am Hals herunter.

„Nie tut das die Firma“, kreischte Rehe, und schlug mit der dünnen Hand auf die Lehne des Beinstuhls. „Nie und nimmermehr.“

„Entweder zahlt die Firma, heißt es in dem Schreiben, oder unser Bruder wird kurzerhand gehenkt“, berichtete Moriz.

Es wurde totenstill in der großen, moderig riechenden Stube. Rahel Salomon sah schneeweiß aus, und ihre Knie zitterten. Der Rabbi sah es und drückte sie auf das Sopha nieder.

„Gehängt“, wollte sie fragen, aber ihre Stimme versagte.

„Gehängt, sagst du, mein Großsohn Moriz?“ fragte Rehe.

„Gehängt. Entweder, oder, sagt das Schreiben.“ Moriz ging im Zimmer auf und ab und schlug von Zeit zu Zeit mit der Hand auf den Brief mit dem roten Siegel. Dann las er es vor.

„Wie ist das möglich“, fragte Josef. „Hängen sie denn drüben die Leute so ohne weiteres?“ Es würdigte ihn niemand einer Antwort. Er war der Unbegabteste der Familie. Man merkte es an seinen zwecklosen Fragen.

„500,000 Franken ist viel“, sagte der Rabbi mit starker Betonung.

„Ist ein Wort?“ rief Rehe. „Als ich einzog vor sechzig Jahren, hier in die Gasse da trug ich in dem roten Tuch in meiner Hand Lumpenwäsche und ein Stück Brot. Wenn jemand gesagt hätte zu mir: 500,000 Franken, umgefallen wäre ich. Umgeschlagen hätte mich das Wort, so stark ist es. Und als wir älter waren, ich und mein Hirsch, und geschafft hatten, daß unsere Hände hart wurden und unsere Augen von der Nachtarbeit brannten wie Feuer, da hätte uns das Wort noch immer umgeworfen, denn da hatten wir erfahren, was es ist, Geld zu verdienen. Und jetzt, da ich reich bin, und ihr alle reich seid, jetzt noch wirft es mich um, denn jetzt weiß ich, was es sagen will, 500,000 Franken hinauszuerwerfen ohne Nutzen.“ Die alte Rehe begann sich zu winden, als litte sie große Schmerzen. „Das kann ich nicht, Moriz“, klagte sie. „Schreib, daß die Firma das nicht kann.“

„Aber unser Ruben“, schrie die Mutter. „Ihr werdet doch den Ruben von denen in San Franzisko nicht hängen lassen wollen? Ruben ist mein Jüngster. Ruben liebt mich und hat mir geschrieben, so oft er konnte. Ruben war seines Vaters liebster Sohn. Ihr wollt doch nicht zugeben, daß er gehängt wird?“

„Entweder, oder, heißt es in dem Schreiben“, bestätigte Moriz. Er sah fahl aus. Seine Hände zerknitterten das Papier, das er krampfhaft hielt. „Was

sagen Sie zu dieser Sache, Rabbi?“ Lauernd sah er auf den Mann mit dem marmorweißen Gesicht.

„Es ist sehr viel Geld“, sagte der Rabbi, und sah zu Boden.

„Aber das Leben euers Bruders?“ jammerte Rahel. „Er muß sterben ohne das Geld. Was ist Geld gegen das Leben euers Bruders?“

„Geld ist viel“, schrillte Rehe. „Geld ist viel. Geld ist alles. Geld ist Himmel und Erde und Glück und Freude und der Boden unter unsern Füßen und das Dach über unserm Haupt. Geld ist ein Riese, wenn wir mit ihm kämpfen, ihn zu bezwingen, und ein gehorsamer Zwerg, wenn wir ihn bezwungen haben. Geld ist alles, alles, alles. Jetzt habe ich es und gebe es nicht mehr her. Morik, schreib, daß die Firma das Geld nicht gibt.“

„Schwiegermutter“, schrie Rahel. „Was wollt ihr mit dem Geld? Ihr könnt es nicht behalten. Ihr müßt ja bald sterben.“

„Nein“, schrie die Alte. „Noch lange nicht. Ich sterbe nicht so bald. Und zuerst will ich meinen zwölften Gesellenbecher finden. Ich habe die elf andern alle. Ich sterbe nicht, ehe ich den zwölften habe. Aber was geht dich mein Sterben an, Schwiegertochter? Morik, ich rede hier statt eures Großvaters, des Hirsch Salomon. Und ich sage: Gebt das Geld nicht.“

„Aber sie schreiben: Entweder, oder. Das Geld, oder euer Bruder Salomon wird gehängt“, sagte heiser Morik und schlug auf das Papier.

„Ruben dürfen wir doch nicht aufhängen lassen“, sagte zögernd der rote Josef. „Er ist doch unser Bruder.“

„Ja, er ist unser Bruder“, sagte Morik.

„Was sagen Sie, Rabbi?“ Die alte Rehe heftete ihre Augen auf den Mann im schwarzen Rock.

„Die Synagoge braucht silberne Leuchter. Die alten sind von Messing. Die Rehe Salomon hat silberne Leuchter in ihrem Gewölbe, zwölf Pfund schwer ein jeder. Sie sollen am nächsten Passahfest auf dem Altar stehen.“ Ihre Pupillen wichen nicht von den Augen des Rabbi. Sie sahen rot aus von dem Lichtschein, den die Kerzen neben dem Koran warfen. „Die Rehe hat ein Jagdhorn. Alte, kostbare, byzantinische Arbeit. Wenn der Rabbi es besehen will — die Rehe verlangt es nicht so bald zurück. Sie ist alt. Sie braucht es nicht. Und die Großsöhne brauchen es nicht. Was sagt Ihr, Rabbi?“ Er rang die Hände ineinander und sah auf den Erdboden.

„Die Schrift erzählt vom Sündenbock, der um der Schuld des Volkes willen in die Wüste hinausgejagt wurde. Er war nicht schuldiger als seine Brüder, Frau Rehe Salomon. Warum soll nicht euer Großsohn Ruben, gleich dem Sündenbock, in die Wüste getrieben werden? Ist er besser, als der unschuldige Bock, von dem das heilige Buch erzählt? Ist es nicht gut, daß einer fällt, statt daß alle leiden?“

„Ihr wollt Ruben opfern, ich sehe es“, schrie die Mutter. „Aber ich lasse ihn nicht opfern. Ihr dürft nicht. Es geht ja nur um Geld. Geld ist doch ein Menschenleben nicht wert.“ Sie griff sich an die dürren Schläfen mit den blauen Adern und preßte sie zusammen. Dann sah sie flehend im Kreise herum und hob die dünnen Hände.

„Moriz, Joseph, Mutter, versteht ihr es denn nicht? Der Ruben soll ja gehängt werden, wenn ihr das Geld nicht sendet.“

„Ich habe es nicht, Mutter“, sagte Moriz.

„Lüge nicht“, schrie Rahel, und hob die Faust wider den Sohn. „Lüg du nicht! Du sollst kein falsches Zeugnis reden. Und du redest wider deinen Bruder, Raim.“

„Ich habe das Geld nicht, um es nach San Franzisko zu senden, weil ich es nicht senden will. Ich kann nicht. Ich kann nicht, Mutter. Verlange das nicht von mir. Es geht über meine Kraft. Ich habe darum gearbeitet mein Leben lang. Ich kann nicht.“ Plötzlich lag er vor seiner Mutter auf den Knien. „Es ist zu viel. Verlange es nicht von mir, Mutter.“

„Aber dein Bruder Ruben“, schrie sie wieder. „Er muß sterben.“

„Sterben ist bald vorbei, Mutter. Er wird nicht lange leiden. Er wird es kaum merken.“ Moriz schluchzte wie ein Kind. „Der Ruben war immer kränklich, Mutter, du weißt es. Er war schon als Kind immer krank. Er wird nicht lange leben, Mutter. Ob er früher oder später stirbt. . . . Ich kann das viele Geld nicht geben. Das kann ich nicht. Was sagen Sie, Rabbi?“

„Der Mensch fährt dahin. . . . Was ist ein Menschenleben? Gras, dürres Gras. Was liegt daran?“

„Rabbi, Ihr werdet morgen das Jagdhorn erhalten“, rief Rehe. „Gebt's nicht unter dem Preis weg, das alte, schöne Stück. Laßt euch nicht übers Ohr hauen. Oder wollt Ihr lieber das Geld dafür?“

„Es wäre mir lieber. Was verstehe ich von Jagdhörnern?“ sagte der Rabbi und verbeugte sich.

„Es ist nicht wahr, daß unser Bruder Ruben gehängt wird“, sagte plötzlich Josef. „Das ist eine Drohung, die nie ausgeführt wird.“ Er bog das sommersprossige Gesicht herunter und roch an seiner Nelke. Moritz sah auf.

„Du bist trotzdem ein Salomon“, sagte er anerkennend. So ist es selbstverständlich. Wie sollte das alles etwas anderes als ein Witz sein.“ Er sah seine Mutter beruhigend an und tätschelte ihr die Schulter. „Wir werden nicht die Narren sein, ein Vermögen nutzlos nach Amerika zu senden.“

„Es ist kein Witz, es ist Wahrheit“, schrie die Mutter. „Er wird gehängt, ihr wißt es wohl. Moritz, um deines verstorbenen Vaters willen, gebt das Geld.“ Sie klammerte sich an den Sohn und sah ihm mit jammervollen Augen ins Gesicht.

„Nein“, rief Rehe grell. „Es ist entschieden. Das Geld bleibt in der Familie.“

„Du sprichst sein Todesurteil, Mutter“, schrie Rahel. Der Rabbi machte eine bedauernde Handbewegung.

„Wir müssen alle sterben“, sagte er laut.

Sie schwiegen. Das Schluchzen der Mutter klang allein durch den dumpfen Raum. Sie erhob sich und streckte die Arme aus.

„So sollt ihr verflucht sein, wie Kain verflucht war. So sollt ihr keine Ruhe mehr finden, wie Kain keine Ruhe mehr fand. So soll euch euere Sünde verfolgen, wie sie Kain verfolgte.“ Sie stand auf und wollte in Verzweiflung hinausgehen. Aber plötzlich blieb sie stehen. Sie reckte sich. Ihre Augen fing an zu funkeln, als brenne ein Licht darin.

„Halt!“ rief sie und erhob die Hand. „Habe ich nicht Geld? Mein Sohn Moritz, habe ich nicht eigenes Geld? Wie viel Geld habe ich in der Firma, das mir gehört?“ Moritz erbleichte. Sein gelbes Gesicht wurde fahl. Er murmelte eine Zahl.

„Ich habe dich nicht verstanden. Rede deutlich.“

„Es gehören dir viermalhundertvierzigtausend Franken“, sagte Moritz mit bebenden Knien. Der rote Josef sah seine Mutter an, die alte Rehe sah ihre Schwiegertochter an, der Rabbi sah die kleine Judenfrau an, die dünn und

klein in ihrer Mitte stand, aber keines wagte es sich auszudenken, was sie zu tun vorhatte, obgleich alle es wußten.

„Mir gehört das Geld nicht mehr“, rief sie triumphierend. „Und dir, mein Sohn Moriz gehört es auch nicht mehr, noch dir, mein Sohn Josef. Es gehört Ruben. Denkt ihr, ich lasse meinen Sohn Ruben hängen? Sie werden es tun um 440,000 Fr. und ihn gehen lassen.“ Ihre Augen flammten, und sie fürchtete sich nicht vor der alten Rehe, die aufgestanden war und auf sie zukam, ihr mit der dünnen, gelben Hand drohend.

„Nie tußt du das“, schrie sie. „Nie, nie, nie, nie, du Heidin du, du — —“

„Ich tue es. Schweigt, Mutter“, rief Rahel. „Ich gehe und suche mir Hilfe. Mein Sohn Moriz, Sorge dafür, daß du morgen das Geld bereit hast.“ Es antwortete ihr niemand. Sie standen alle da wie erstarrt. Die alte Rehe packte ihre Schwiegertochter am Kopf.

„Nein, du gehst nicht. Ein Stück Brot habe ich mitgebracht, als ich einzog in die Gasse. Und du willst — Rahel, ich verfluche dich, wenn du das Geld, das ich gesammelt, fortwirfst.“

„Fluche. Meine Söhne habe ich heute verloren. Was soll mir dein Fluch noch?“ Die kleine Judenfrau ging langsam durch die Stube, öffnete langsam die Türe und verschwand. Die andern wagten nicht, sie zu halten.

Rehe fiel in ihrem Lehnstuhl zusammen, daß ihr Seidenkleid raschelte. Moriz zerknüllte in ohnmächtiger Wut den gelblichen Brief und stöhnte, als sei ihm ein Nagel ins Fleisch geschlagen worden. Der rote Josef starrte zum Fenster hinaus, und dachte, daß die Scharte durch eine reiche Heirat auszuweken sei. Der Rabbi stand vor der alten Rehe und heftete seine schwarzen Augen auf ihre gelben Habichtshände.

„Die Unsern werden sich am nächsten Passahfest auch ohne die silbernen Leuchter freuen“, sagte er, verbeugte sich tief und ging hinaus.

Die Greisin stieß einen hilflosen Wutschrei aus. Es würgte sie im Hals. Aber sie konnte nicht weinen. Ihre Augen wurden rot und blieben trocken.

„Müssen wir zahlen, mein Großsohn Moriz?“ fragte sie kläglich wie ein Kind. Er nickte.

Rehe Salomon wurde von dem Tag an alt. Sie spielte bald mit den silbernen Gesellenbechern in ihrem Schrank.

Moriz Salomon und sein Bruder Joseph trugen ihrer Mutter Fluch.

Langsam erfuhr man, was geschehen. Man zeigte mit Fingern auf die beiden Brüder. Sie wurden endlich gezwungen, ihr Hab und Gut zu verkaufen und auszuwandern.

Rahel Salomon, ihre Mutter, fand bei ihrem Sohne Ruben eine Ruhe-
stätte. L i s a W e n g e r

Über den Umgang mit Tieren

Von Alfred Beetschen



Als Schopenhauer sich einmal in einer größeren Gesellschaft von Herzen langweilte, soll er geseufzt haben: „Wenn nur ein Hund da wäre!“ Viele, denen die stumme Kreatur, unsere Gefährtin durch dieses Leben, ewig ein Rätsel bleibt, werden diese Worte des Frankfurter Philosophen als direkte Beleidigung empfinden; den nicht allzu vielen aber, die mit Katz und Hund und anderem Getier gleichsam auf du und du stehen, hat der alte Herr damit nichts weiter als aus der Seele gesprochen. Zu diesen wenigen dürfte auch der Autor des Lustspiels „Im weißen Rößl“, Oskar Blumenthal, zu zählen sein, von dem ich einmal — es ist noch nicht so lange her — den Satz las, für ihn gebe es weder gute noch böse Tiere, sondern nur satte und hungrige. Ich möchte auf Grund eigener Erfahrungen noch ein bißchen weiter gehn und sagen: ich kenne nur hungrige Tiere. Deshalb hab' ich mir, selbst auf die Gefahr hin, für einen Geizhals angesehen zu werden, es zur Gewohnheit gemacht, keine angebrochene Semmel, kein Stück Brot, das ich so wie so bezahlen muß, im Restaurant liegen zu lassen. Ich weiß für solche Überreste, die im Gasthaus doch wieder verwendet würden, sei es als Suppeneinlage oder zur Fabrikation von Semmelknödeln usw., einen bessern Endzweck. Bei Tag kriegen sie die Spaken, denen man auf Schritt und Tritt begegnet und die sich mit Hurrageschrei in wilder Eier daraufstürzen, und des Nachts die bei Sturm und Kälte auf ihrem Posten stehenden Droschkenpferde. Schon manches liebe Mal dankten mir die selber vor Müdigkeit halb eingeschlafenen Droschkenkutscher, wenn ich, ohne auf Dank zu rechnen, ihren schutzbefohlenen Gäulen im Vorübergehen so einen mitgenommenen Bißsen zusteckte. Es ist mir aber auch schon passiert, daß ich, wenn ich am helllichten Tage an einem Droschkenroß vorbeikam und es gleichsam fragend den Kopf mit